

## Die (Nicht)-Auszugsgeschichte

Mitte 1987, während eines dreimonatigen „Arbeits-Urlaubs“ (vor meinem Wechsel von der Düsseldorfer in die Münchner Gruppe) war ich zur Putzkolonie eingeteilt und schlief im 3. Stock des Castello-Turms, direkt unter der großen Turmuhr (nachts tickt sie besonders laut), mit Blick auf die weiten Felder mit den riesigen runden Heuballen. An einem Abend wurde ich von einem Düsseldorfer Urlauber, mit dem ich mich gut verstand, mitgenommen vor die Außenmauer. Er eröffnete mir: Ich werde ausziehen. Du musst auch gehen! Was wollen wir hier noch? Seine Argumente überzeugten mich nicht, aber ich wollte es mir überlegen.

Kurze Zeit darauf, nach seinem Auszug, arbeite ich vormittags im Castello und werde ins Fahrtenbüro gerufen. Telefonat für mich von „draußen“ Er wieder: Zieh aus! Mach, dass du da wegkommst! Ich leise: Ich weiß es nicht! Es ist doch nicht so schlimm! Was erwartet mich denn? Eine Gesellschaft, in die ich nicht hineinpasse. Dort herrscht die Hierarchie des Geldes, das gleiche Leistungssystem wie bei uns, nur härter und hoffnungsloser. Du kommst vom Regen in die Traufe.

Meine Erinnerungen an den Inhalt und Verlauf des Gesprächs sind dünn. Aber ich weiß, ich war aufgewühlt. Hatte jemand mitgehört?

Es stimmte, ja. Er hatte ja mitbekommen, dass es mir nicht gut ging. Ich kam mit der Struktur nicht klar. Diese Befehlshierarchie kam mir immer absurder vor, wurde kontinuierlich stressiger und hatte nichts mehr mit meiner Entwicklung zu tun. Sie war anscheinend Monate vor meinem Einzug am Ende 1976 eingeführt worden, angeblich aufgrund der zu organisierenden Massen von Neuankömmlingen, die wohl auch anfangs noch nichts von diesem sogenannten Spiel erfuhren, wurde aber mit den Jahren immer ernster und starrer. Hatte nur ich damals naive Ideen von Gleichstellung auf Augenhöhe gehabt, mit Vertrauen allen gegenüber? Meine Zweifel hingen in dieser Schleife fest, meine Enttäuschung lähmte mich, latenter Trotz in depressiven Nuancen. Aus horizontaler Hierarchie war eine vertikale entstanden, eine Entwicklung von der Kommune zur Monarchie.

Mit solchen Gedanken sitze ich nun in der anstehenden Arbeitsgruppen-Besprechung und mir rutscht es fast eher heraus: Ich bin gerade angerufen worden, ich soll ausziehen, und ... ich überlege mir das.

Parallel dieses diffuse Gefühl im Magen darüber, dass ich nun als „Nego“ dastehe und rauskommen müsste, mir allerdings die Worte fehlen.

Was ich auf keinen Fall will, ist eine Wiederholung von 1971. Mit 18 Jahren war ich damals noch minderjährig geflohen aus dem autoritären Elternhaus, hatte mir Schauspiel-und-Lügen-Konstrukte ausdenken müssen, ohne die ich meinen Ausweis nie zurückbekommen hätte, den mir meine Eltern abgenommen hatten. Auch hier am FH wurden die Identitätspapiere im Fahrtenbüro aufbewahrt und nur ausgehändigt für Touren zum Arzt oder zurück in die Stadtgruppe.

Heimlich Flüchten – wie das schon so viele Kommunnarden gemacht hatten - kam für mich nicht noch einmal in Frage. War ich denn nicht eingezogen, um mich meinen Autoritätsproblemen zu stellen und öffentlich dazu zu stehen, wer ich bin und was ich will?

Kaum habe ich meine Arbeit im Castello wieder aufgenommen, steht plötzlich Otto Mühl neben mir, ist wohl informiert worden, und bläht sich auf, schäumend. Die Worte, an die ich mich erinnere, sind: „Was hat dér denn schon zustande gebracht, und was habe ích geschafft?“ (mit dér meinte er den ausgezogenen Anrufer). Auch hier erinnere ich mich nicht mehr an den genauen Wortlaut, außer an die fast groteske Aussage: ...“hat der solche Hochbetten gebaut oder ich?“

Ich dachte: Du hast gar keine Hochbetten gebaut, das haben andere für dich getan.

Und noch erheller: Der führt sich ja auf wie mein Vater! Der Gockel ist echt! Seine Empörung ist nicht gespielt! Das ist Konkurrenzgehebe!

Bloß habe ich das nicht offen gesagt, ich war kleinlaut. Das war jetzt der worst case. Ich machte einen Rückzieher, schämte mich. War das Scham über mein Unvermögen oder über seinen Zorn?

Diese Erkenntnis bezog sich lediglich auf Mühls Narzissmus, war aber für mich nicht Anlass genug, auszugehen. Ich blieb nach wie vor eingeschüchtert. Ein tröstender Gedanke war: Glücklicherweise ist er hier nicht der Einzige. Es gibt noch andere Leute, mit denen sich gut kommunizieren lässt. Hier jetzt bloß nicht aufgeben! Fortan war meine Motivation, die ich mir auch bis zum Schluss immer wieder vorgebetet habe: Ich bleibe ´bis zur bitteren Neige´, will wissen, wie sich so ein Gruppenprozess noch entwickeln kann. Lieber bleibe ich da, als mich konkret mit meiner Mutter auseinandersetzen zu müssen, die mich bereits vor meinem Einzug in die Gruppe enterbt hatte und aktiv gegen Mühl und die Kommune unterwegs war.

Ich war einfach zu stolz. Also aus Trotz blieb ich, nur wusste ich das damals noch nicht.